

GELD

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

Geld ist für uns alle etwas völlig «normales»; wir gehen im Alltag mit grosser Selbstverständlichkeit damit um. Aus einer anthropologischen Sichtweise ist dies allerdings gar nicht so selbstverständlich. Schliesslich handelt es sich bei Geld einfach um Papier oder um virtuelle Zahlen – längst entkoppelt von Gold und Realwirtschaften. Dass das moderne Geld sich durchgesetzt hat, ist eine Folge seines universalistischen Potenzials. «Indem das Geld überhaupt keine Beziehung zu irgend einem einzelnen Zwecke hat, gewinnt es eine solche zu der Gesamtheit der Zwecke», schrieb der Soziologe Georg Simmel. Ähnlich Karl Marx: «Sein eigener Gebrauchswert ist realisiert in der unendlichen Reihe der Gebrauchswerte, die sein Äquivalent bilden.»

Geld hat die moderne Welt fundamental verändert – etwa indem Ökonomien monetarisiert wurden. Niklas Luhmann führt die Auflösung der mittelalterlichen Stratifikation gar aufs Geld zurück: «Die Neuerung liegt nicht in der zunehmenden Geldabhängigkeit des Adels, sondern in der Adelsunabhängigkeit des Geldes.» Sprich: Geld funktioniert nach dem binären Code zahlen/nicht zahlen. Religiöse, ethnische oder nationale Zugehörigkeiten werden so irrelevant.

Geld wird die Welt weiter verändern. Dies ist für uns – gerade in einer Wirtschaftskrise, in der das Vertrauen ins Geld signifikant abnimmt –, ein Grund, uns mit seiner Zukunft auseinanderzusetzen. Dass dem Geld selbst ein Bezug zur Zukunft inhärent ist, darauf macht die Soziologin Elena Esposito in ihrem Beitrag aufmerksam: Wir können heute Geld haben – und morgen entscheiden, wofür wir es ausgeben. Geld dient «der Handhabung der Ungewissheit der Zukunft». Den klassischen ökonomischen Theorien, die von einer Bedürfnisbefriedigung durch das Geld ausgehen, erwidert Esposito, dass viele Bedürfnisse überhaupt erst durch die Ökonomie – und nicht zuletzt durch Geld – erzeugt werden.

Entgegen den verbreiteten Thesen einer zunehmenden Virtualisierung des Geldes vertritt Michael Lee, Gründer der «World Future Society's Southern African Chapter and the Institute of Futurology», in seinem Artikel die These, dass Bargeld auch in der Zukunft ein wichtiges Zahlungsmittel sein wird. Bargeld ist das öffentliche Gesicht des Geldes, sein Umgang mit ihm stellt eine menschliche Erfahrung dar, die digitales Geld nicht leisten kann.

Es freut uns sehr, wieder einmal einen Artikel von Zukunftsforscher Karl-Heinz Steinmüller von «Z_punkt GmbH The Foresight Company» in Berlin im Bulletin zu haben. Steinmüller vertritt darin die These, dass in Krisenzeiten oftmals Innovationen entstehen: Im Falle des Geldes etwa regionale Parallelwährungen, Online-Währungen wie Bitcoin oder die biometrische Identifikation, welche die Kreditkarte obsolet machen dürfte. Gerhard Buurman vom «Swiss Design Institute for Finance and Banking» beobachtet die Emergenz neuer alternativer Ökonomien. Im Interview erläutert er, dass gegenwärtig mit neuen ökonomischen Verhältnissen experimentiert werde, was er als «Spiel» – also eine vom Erwerbzweck getrennte

Sphäre – definiert. Design, so Buurman, habe die Aufgabe, die Spielregeln dieser neuen Verhältnisse zu verstehen und zu gestalten – und nicht nur, Oberflächen schöner zu machen.

Die Wirtschaftssoziologen Hanno Pahl und Bastian Gottmann setzen in ihrem Beitrag einen finanztheoretischen Schwerpunkt. Ihre These lautet, dass die moderne Geldwirtschaft mit ihrem zweistufigen Bankensystem stets auf einem verschachtelten Prinzip der Schuld basiert: Die Zentralbanken geben den Geschäftsbanken Kredite, die ihrerseits wiederum Kredite weitergeben, die den geliehenen Betrag jedoch signifikant übersteigen. So gerät Giralgeld, das nur ein Anspruch auf Geld ist, in die Wirtschaft und fungiert dort als «echtes» Geld. Diese Kulturtechnik ist höchst riskant, was sich in Wirtschaftskrisen offenbart.

Darauf, dass das moderne Geldsystem aus der Dynamik der Kriegsfinanzierung entstanden ist, weist Autor Georg Zoche hin: Jede Partei steht unter dem Druck, mehr Geld in den Krieg zu finanzieren als der Gegner. Zoche verweist auf Keynes, der eine global harmonisierte Geldordnung entwarf, in der Schulden nur innerhalb von Gleichgewichtsgrenzen möglich gewesen wären und welche die Kriegsfinanzierungen deutlich erschwert hätte.

Der amerikanische Moralphilosoph Michael Sandel verweist in seinem Artikel auf die ethischen Grenzen der Ökonomisierung sämtlicher Lebensbereiche – anhand von Beispielen wie dem Kauf von Freundschaften, Nieren oder Sex. Sandel warnt davor, marktfremde Normen – etwa Bürgertugenden – zu ökonomisieren, weil diese so verdrängt werden, was auch ökonomisch teuer werden kann.

Schliessen wir dieses Editorial mit einem Gedanken von Gerhard Buurman: Ob wir alle unsere Lebensbereiche ökonomisieren, ist nicht determiniert. Wir können das tun, wenn wir es möchten. Aber wir können auch über Alternativen nachdenken.

Ich hoffe, dass Sie die Lektüre dieses Bulletins zum Nachdenken über Alternativen anregt und wünsche Ihnen einen schönen Sommer.

Francis Müller

INHALT

- 1 **Editorial**
- 4 **Geld – die gegenwärtige Handhabung einer ungewissen Zukunft** | Elena Esposito
- 8 **The Future of Money in a Mobi-Digital World** | Michael Lee
- 13 **Geld und kein Ende** | Karlheinz Steinmüller
- 17 **Geldkultur – Geldkulturen** | Interview mit Gerhard Buurman
- 20 **Geld ist Schuld. Fallstricke einer Kulturtechnik** | Hanno Pahl und Bastian Gottmann
- 24 **Krieg und Geld** | Georg Zoche
- 31 **Was für Geld zu kaufen ist und was nicht** | Michael G. Sandel
- 35 **Abstracts**
- 37 **Veranstaltungen**
- 39 **Publikationen**

Geldkultur – Geldkulturen

Gerhard M. Buurman, Leiter des Institutes für Designforschung an der ZHdK (Zürcher Hochschule der Künste) und Initiator des Forschungsfeldes «Geldkulturen» beschäftigt sich mit der Zukunft des Geldes und des Finanzwesens. Er sieht in alternativen ökonomischen Spielen einen interessanten Ansatz zur Erprobung gesellschaftlicher Zukünfte.

Gerhard M. Buurman im Gespräch mit Francis Müller

Keywords: Design, Geldkulturen, Interaktion, Ökonomie, Konsum, Spiel

Francis Müller: Was bringt Sie als Interaction Designer dazu, sich mit Geld und Banken zu beschäftigen?

Gerhard M. Buurman: Es ist ganz einfach: Es war die Frage, wie wir als Designer zu den Spielregeln menschlicher Interaktionsrituale vordringen können. Das Verhältnis und die Interaktion zwischen Banken und Kunden ist nicht etwas Gegebenes, es ist vielmehr ein soziales Setting oder Dispositiv, welches unseren Umgang mit Geld bestimmt. Technologien und Medien spielen bei der Gestaltung dieser Verhältnisse eine zunehmend wichtige Rolle. Meine Auseinandersetzung mit diesem Thema ist aus der Einsicht entstanden, dass es unter den technischen Bedingungen der Zeit möglich wurde.

...wobei hier ein rasanter Wandel stattfindet.

Ja, das Blickfeld des Kunden erweitert sich und Transparenzeffekte sind die Folge: Das so geregelte und gestaltete Verhältnis öffnet sich. Im Möglichkeitsraum der Medien geraten die Finanzintermediäre unter Druck, weil die Menschen direkte, spontane Formen des Austauschs und der Kooperation erproben. Das Aufkommen alternativer ökonomischer Spiele – Parallelwährungen, Tauschwirtschaften, Zeitökonomien – ist nicht nur das Ergebnis der Krise – es ist gleichsam die Folge des soziotechnischen Fortschritts.

Was kann die Designdisziplin hier beitragen?

Das Design hat die Aufgabe neben der Gestaltung von Oberflächen und Interfaces die Spiele selbst zu entwerfen, die Gesellschaft zu spiegeln und diese Spielformen zu moderieren. Wir gehen unter dem Begriff «Geldkulturen» dem Funktionieren ökonomischer Verhältnisse nach. Wir möchten hier eine neue Forschungskultur etablieren, in der wir Potenziale aufzeigen, indem wir Technologien und Wissen zugänglich machen.

Wie reagieren die Banken auf diesen Forschungsansatz?

Es ist teils nicht ganz einfach, diesen sehr ergebnisoffenen Diskurs mit den Banken zu führen, weil diese neuen Ideen von so gewinnender wie gleichsam kreativzerstörerischer Kraft sind.

Wird «Geldkulturen» so zu einem rein sozialwissenschaftlichen Diskurs?

Oftmals bin ich in der Finanzindustrie und der Politik unterwegs und habe viele persönliche Einblicke und Kontakte in diese Kultur. Ich würde diese Gespräche als interkulturellen Dialog bezeichnen, weil es darum geht, einen laufenden Veränderungsprozess zu begleiten und die Ideen und Perspektiven auszutauschen, die sich über unseren Umgang mit Geld und Wert in der Gesellschaft bilden. Hierbei stehen wir mit vielen Akteuren und Wissenschaftlerinnen in engem Kontakt.

Man spricht heute von der Universalisierung des ökonomischen Paradigmas. Wie beurteilen Sie diese Entwicklung?

Wir erleben gegenwärtig in der Tat die radikale Ökonomisierung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse. Sehr viele Akteure aus den Bereichen Bildung, Kunst oder Gesundheit erleben diesen transformativen Prozess zunächst als eine Art «Umwertung aller Werte». Die gesellschaftlichen Normalitätsgrenzen werden auf diesem Wege zentriert. Auf allen gesellschaftlichen Feldern handeln wir mit zunehmender Berechnung. Die Berechenbarkeit von Bildungs oder Sozialleistungen ist im Guten wie im Schlechten ein Effekt dieser Entwicklung.

Worin bestünde die Alternative?

Der erste Schritt ist das bewusste Erleben dieses Prozesses, der in der Arbeitswelt und im Privaten stattfindet. Dann müssen wir in einem zweiten Schritt erkennen, wie nützlich Geld oder Wertsysteme sind, auf welchen Grundüberlegungen sie aufbauen und wie sie als Soziotechnik funktionieren. In einem dritten Schritt können wir neue parallele Wertsysteme erschaffen, Ideen multiplizieren, was heute tatsächlich im Bereich alternativer Ökonomien passiert. In dem Masse, in dem beispielsweise die Menge komplementärer Währungssysteme zunimmt, erhöht sich der kommunikative Aufwand der Menschen, unterschiedliche Wertvorstellungen miteinander in Beziehung zu setzen. Der Wegfall von Kommunikation als Effekt der Monetarisierung kann durch die

Entstehung experimenteller Währungsräume innerhalb nationalstaatlicher Währungsräume kompensiert werden. Komplementärwährungen haben also gewisse bremsende oder beruhigende Effekte und sie helfen dabei, neue gesellschaftliche Verhältnisse zu modellieren. Als Experimente definiert liefern sie uns diese Spiele aber auch wissenschaftliche Erkenntnisse.

Können Sie dies an einem Beispiel veranschaulichen?

Im Falle der Zeitökonomie besteht der gesellschaftliche Vorteil darin, dass wir wieder miteinander handeln. Das «SichimHandelnerleben» führt zu einer Renaissance traditioneller Tauschpraktiken, es bietet aber auch Zugang zu einem besseren Verständnis der sozialen Verhältnisse des Geldes, die heute vielfach hinter komplexen Finanzprodukten versteckt werden.

Dies wäre doch ein Zurück zur Tauschwirtschaft, das alle Vorteile des Geldes – seine Konvertierbarkeit in verschiedene Werte – rückgängig macht.

Es geht nicht darum, die ökonomischen Verhältnisse zu revolutionieren. Aber das Aufkommen heterodoxer ökonomischer Ideen ist gesellschaftlich auch deshalb ein interessantes Phänomen, weil wir erkennen, dass wir anders handeln können. Menschen werden initiativ und finden neue Lösungen für uralte Fragen. Spielerische Formen ökonomischer Austauschprozesse etablieren sich neben den existierenden globalen Austauschsystemen und bereichern so unsere Werteordnungen und Kulturen.

Was ist daran ein Spiel?

Wir bezeichnen diese ökonomischen Alternativen auch deshalb als Spiel, weil sie zunächst im Schatten der ökonomischen Realität entstehen. Sie sind oft zeitlich limitiert, sie finden nach selbst ausgehandelten Regeln statt und tragen ihren Sinn in sich. Die darin begründete Handlungsfreiheit ist unseren Geldsystemen ein Stück weit abhanden gekommen. Dem Wort von Friedrich Schiller gilt es nichts hinzuzufügen: «Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.» Auf der Suche nach einer funktionierenden Gesellschaft lösen wir uns also ein Stück vom ganz grossen ökonomischen «Spiel» und machen unser eigenes Ding. Diesem Denken kann Naivität unterstellt werden. Es ist jedoch unverkennbar eine unmittelbare Reaktion auf die Komplexität unserer ökonomischen Verhältnisse. Alternative ökonomische Spiele sind für immer mehr Menschen eine elementare Form der Sinnfindung und Ausgangspunkt neuer Einsichten zur Lösung ganz praktischer Probleme.

Worin besteht die Designrelevanz?

Design bedeutet in diesem Zusammenhang nicht mehr, einfach Dinge schön oder ökonomisch erfolgreich zu gestalten. Design bedeutet in diesem Zusammenhang zunächst das Erkennen, das Verstehen und das Vermitteln von Ideen, die dann zu Problemlösungen führen. Auf diesem Weg ändert sich nicht nur unsere Umwelt, auch das Design verändert sich.

Sie sind primär Beobachter?

Beobachten und Handeln sind immer zwei Seiten einer Medaille. Bevor wir uns also an die Arbeit machen und etwas «realisieren», müssen wir in der Tat beobachten, philosophieren, den Dingen auf den Grund gehen, sie problematisieren. Unsere Erzeugnisse sind dann auch vielmehr epistemische Instrumente als LifestyleProdukte – im besten Fall sind sie beides. Die Ideen Anderer in Form zu bringen ist eine Sache. Eine ganz andere Sache ist es, einen Kulturraum zu institutionalisieren, in dem unkonventionell gedacht wird und gute Fragen gestellt werden.

Wie gehen Sie hier vor?

Wir lesen, treffen Menschen, skizzieren, basteln oder lassen unvereinbare Gedanken kollidieren. Dann setzen wir unsere handwerklich-technischen Fertigkeiten ein und bauen, entwickeln und testen. Dabei arbeiten wir immer in grosser Nähe zu den Lebenswelten, den Menschen. Die grosse Herausforderung besteht manchmal aber auch darin, ein unmittelbares Verwertungsinteresse hinten anzustellen.

Die Hinwendung zur Lebenswelt, wie Husserl seine Kritik an einer entfremdeten Wissenschaft formulierte...

Genau! Die Methode des Designs ist stets eine implizite Kritik an den Monokulturen unserer Wissenschaften und unserer Expertenwelten. In kontingenzorientierten Gesellschaften meint das ponderative Vorgehen ein sich auspendelndes Gewichtsverhältnis aller Akteure und gesellschaftlichen Kräfte. Hierbei spielt das Design – ganz unabhängig vom Thema – eine vermittelnde Rolle. Am Ende erkennen wir natürlich an, dass es auch Experten braucht, um Ideen zu realisieren.

Sind die erwähnten alternativen Ökonomien Anzeichen einer Wende? Naht das Ende des Geldes?

Nein, ich kann mir eine Zukunft ohne irgendeine Form von Geld nicht vorstellen. Geld ist ein Medium und macht uns handlungsfähig. Aber unsere Geldkultur braucht mehr Ideen, wie wir mit diesem Medium spielerischer und experimenteller umgehen können. Die Gesellschaften stehen heute vor ungeheuren

Zerreissproben. Es ist meine Hoffnung, dass sich mehr Menschen mit der Funktionsweise dieses Mediums kritisch und kreativ auseinandersetzen.

Was bedeuten diese ethischen und politischen Fragen für die Designdisziplin?

Fürs Design stellt sich die Frage, wie wir uns positionieren. Sind wir Dienstleister, Erfinder, Vermittler? Wir Menschen stehen heute vor grossen Herausforderungen. Wenn wir richtige Fragen stellen wollen, dann müssen wir politisch denken, indem wir Inhalte, Prozesse und Praktiken untersuchen und ändern, die die Gesellschaft als Ganzes betreffen. Alternative ökonomische Spiele sind keine Erfindungen des Designs, vielmehr sind sie Design.



Gerhard M. Buurman

Prof. Dr. Gerhard M. Buurman, der an der Universität Essen Produkt Design studierte und promovierte, wurde 1999 an die Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich berufen. Auf seine Initiative hin gründete Gerhard Buurman dort die Studienrichtungen «Interaction Design» und «Game Design» sowie das «Institut für Designforschung». Seit 2005 arbeitet Buurman am Aufbau des «Swiss Design Institute for Finance and Banking» (www.sdfb.ch), in dem er seit 2007 als Vorsitzender des Vorstandes fungiert und das ein Kooperationsprojekt zwischen der ETH Zürich, der Uni Zürich und der Uni St. Gallen ist.



Im Februar 2012 fand an der Zürcher Hochschule der Künste die Tagung «Geldkulturen» statt, im Juni 2013 kommt das gleichnamige Buch heraus.